



Bank und Geschichte

Historische Rundschau

Nr. 4

Anfang April 2004

Dreißig Jahre im Zeichen des blauen Quadrats

In den siebziger Jahren, dieser Zeit rascher und tiefgreifender Veränderung, gewann eine bildliche Symbolsprache rasch an Popularität. Die Deutsche Bank erkannte, daß sie sich der Öffentlichkeit anders präsentieren mußte als bislang, wollte sie nicht verstaubt wirken. Ihr *corporate design* war Jahrzehnte alt und stammte aus einer Zeit, da die Fixierung auf Marken und ihre Zeichen weitaus weniger ausgeprägt war als heute. Das damalige Firmenzeichen, ein verschlungenes *DB* im Oval, war in den dreißiger Jahren eingeführt worden, doch hatte die Münchener Filiale schon vor dem Ersten Weltkrieg eine Jugendstil-Variante benutzt. Ein grundlegend neues Konzept schien der Führung der Bank die richtige Antwort zu sein: Die Buchstabenmarke wurde durch eine Bildmarke ersetzt.

An einem Wettbewerb nahmen acht Grafiker teil, die 140 Entwürfe einreichten. Sieger wurde der Grafiker, Fotograf und Maler Anton Stankowski (1906-1998). In seinem Stuttgarter Atelier konzipierte er zusammen mit Karl Duschek das neue Erscheinungsbild der Deutschen Bank und realisierte es nach dem Gewinn der Ausschreibung. Denn mit dem neuen Logo sollte zugleich »diszipliniert und konsequent« – so Hans-Joachim Funck, der Leiter der Zentrale/Werbe-Abteilung – das gesamte Erscheinungsbild der Deutschen Bank neu geordnet werden. Das Logo war somit nur der erste Schritt, aber auch das sichtbarste Zeichen eines Programms, das über die »Vereinheitlichung des Erscheinungsbildes« nicht nur die Gestaltung aller Drucksachen der Bank, sondern auch die Ausstattung der Geschäftsstellen zu normieren begann.

Intern wurde das neue Zeichen mit einem Rundschreiben im Oktober 1973 angekündigt. Auf der Bilanzpressekonferenz am 2. April 1974 ging Vorstandssprecher Franz Heinrich Ulrich nur knapp auf das Logo ein, das zwar in dieser Zeit »offiziell« eingeführt

wurde, aber schon im Dezember 1973 die Weihnachtskarten der Bank geziert hatte.

Als das Zeichen feststand, war die Interpretation gefragt: Was bedeutet es? Die Mitarbeiterzeitschrift *db aktuell* veranstaltete einen Wettbewerb, um einen Namen für das neue Logo zu finden. Mehr als 1700 Vorschläge trafen bei der Redaktion ein. Ideen wie »Erfolgstresor«, »Quasar« und »Euro-Star« fanden trotz zum Teil sehr origineller Begründungen keine Gnade. Die Jury entschied sich für den »Wegweiser« (mit langem »e«). In der Mai-Ausgabe 1974 der Kundenzeitung *Geld* wurde dem Publikum der neue »Wegweiser zum modernen Geldverkehr« erläutert: »Die Deutsche Bank hat ein neues Firmenzeichen. In diesen Tagen ist es offiziell eingeführt worden: ein breitrandiges Quadrat mit einem freistehenden Schrägstrich. Bald wird es überall in den Geschäftsstellen zu sehen sein, in den Schaufenstern, auf Plakaten. Es wird zu Ihnen ins Haus kommen auf Briefbögen und Tagesauszügen. Sie werden sich vielleicht fragen, was ein solches Zeichen mit dem Bankservice zu tun hat?« Das fragten sich in der Tat nicht wenige, die sich an das neue Zeichen nur langsam gewöhnen konnten. Eine Meinungsumfrage im zweiten Halbjahr 1974 zeigte, daß das Logo oft noch für das Zeichen eines Unternehmen aus der Eisen- und Stahlindustrie gehalten wurde. Nach drei Jahren galt das blaue Quadrat je doch am Markt als eingeführt.

Blau war schon lange die Hausfarbe der Deutschen Bank. Mit dem neuen Logo kam ein neuer Farbton hinzu, wobei die Werbe-Abteilung davon ausging, »daß Blau die sympathischste Farbe schlechthin ist, die vom größten Teil der Menschen positiv aufgenommen wird. Außerdem ruft sie Assoziationen hervor, die für eine Bank als positiv zu werten sind, wie Vertrauen, Zuverlässigkeit, aber auch die Kombination Ratio und Gefühl.«

Die Farbe und das Zeichen sind über drei Jahrzehnte hinweg geblieben. Das Logo hat sich als eine zeitlos moderne Marke bewährt. Geändert haben sich, unvermeidlicherweise, die Aussagen, was das Zeichen symbolisiert. »Der feste Rahmen mit der aufsteigenden Linie steht für das Engagement der Deut-

schen Bank, sich dafür einzusetzen, daß die Ersparnisse der Kunden bei ihr sicher angelegt sind und wachsen« – hinter dieser heute bieder-bescheiden anmutenden Interpretation der Kundenzeitung von 1974 ist die Deutsche Bank des Jahres 2004 nicht mehr zu erkennen.

Aus Keller und Tresor

»Berlins Ehrgeiz, eine Weltstadt amerikanischen Tempos zu werden, ist zu einem Teil erfüllt worden. Berlin hat seit einigen Tagen die Sensation eines Bankraubes, eines raffiniert ausgeführten Einbruchs in eine Tresoranlage. Wir kannten bisher solche planmäßig und erfolgreich unternommenen Verbrechen nur aus den phantastischen Schilderungen erfindungsreicher Kriminalfilme und Detektivromane.« Der Einbruch in die Zweigstelle der Disconto-Gesellschaft am Berliner Wittenbergplatz vor fünfundsiebzig Jahren machte Schlagzeilen und ist bis heute eine der »populärsten« Taten der deutschen Kriminalgeschichte geblieben. Selbst in der Berichterstattung der vornehmen *Frankfurter Zeitung* über den Coup, »der in der Geschichte der Bankeinbrüche einzig dasteht«, schwingt noch etwas von der unterschweligen Bewunderung mit, die raffinierte Beraubungen von Banken seit jeher hervorgebracht haben. Aus dieser Haltung speist sich die berühmte Frage Brechts: »Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?« Der Berliner Einbruch von Ende Januar 1929 war das Werk der Brüder Franz und Erich Sass, eines Gauner-Duos, das in Berlin durch spektakuläre Coups bekanntgeworden war. Sie galten geradezu als Stars der Unterwelt; vor allem wegen ihres raffinierten Vorgehens und eines »Berufsethos«, das – so will es die Legende – sie in Robin-Hood-Manier Teile ihrer Beute unter mittellosen Bewohnern Moabits verteilen ließ. Berühmt wurden sie auch durch ihre Innovationsfreude: Sie nutzten als erste den Schneidbrenner zum Öffnen von Tresoren. Zutreffend hatte der *Berliner Börsen-Courier* 1928 festgestellt: »Um Tresors und Stahlkammern findet sozusagen ein dauerndes Wettrennen zwischen Erbauern und Einbrechern statt; jede Konstruktionsverbesserung erfordert neue Knacktechniken.«

Die Brüder Sass gruben in wochenlanger Arbeit von einem Nachbarhaus aus einen Tunnel, der ihnen den Zugang zu dem Keller der Zweigstelle verschaffte. Durch einen Luft-

schacht gelangten sie an die Außenwand des Tresorraums, der ihrer modernen Ausrüstung nicht lange Widerstand leistete. Innen wurden 179 Schließfächer aufgebrochen und der leicht verwertbare Teil der Beute mitgenommen. Erst Tage nach der Tat wurde sie entdeckt: Man hatte vermutet, das Schloß der Tresortür sei defekt, weil sie sich nicht mehr öffnen ließ. Die Einbrecher hatten sie von innen blockiert. Erste Schätzungen bezifferten den Wert der Beute mit zweieinhalb Millionen Reichsmark, obwohl es naturgemäß schwierig war, von den Geschädigten zuverlässige Angaben zu erhalten.



Die ausgeräumten Schließfächer 1929

Der Einbruch geschah zu einer Zeit, da sich die großen Berliner Banken schon seit längerem mit einer Neufassung ihrer Geschäftsbedingungen für die Vermietung von Stahlfächern befaßten. Im September 1928 hatte der Chefsyndikus der Disconto-Gesellschaft eine Einschränkung der Haftung der Bank für den Inhalt von Stahlfächern vorgeschlagen, in denen es hieß: »Die Disconto-Gesellschaft hat einen nach Ansicht bewährter Techniker

feuer- und diebessicheren Raum (Stahlkammer) herstellen lassen, in dem sich eiserner Schrankfächer befinden.« Er fragte sich, »ob die einleitenden Worte dieser Bedingungen noch heute zutreffen (insbesondere bei unseren Zweigstellen und Depositencassen), sowie ob die Klauseln über die Bewachung und Sicherung der Stahlkammer ohne Gefahr für uns bestehen bleiben können, namentlich angesichts des vor einiger Zeit ausgeführten Einbruchversuchs in die Stahlkammer einer Depositencasse der Dresdner Bank und ferner mit Rücksicht auf die nicht selten den Banken feindliche Haltung der Gerichte.« Beruhigend schrieb die Filiale München der Disconto-Gesellschaft nach der Tat an die Berliner Rechtsabteilung: »Es interessiert Sie vielleicht, dass, wie wir zufällig erfahren, Universitätsprofessor Dr. Cosack gestern hier im Referendar-Examen den Einbruch in der Depositencasse Kleiststrasse behandelte und dabei die Ansicht vertrat, dass zweifellos höhere Gewalt vorliege.« Die Haftung der Banken für den Inhalt von Schließfächern wurde noch im Jahre 1929 gelockert.

Zugleich wurden verstärkte Anstrengungen unternommen, um die Tresore zu sichern. Aufschlußreich ist ein Bericht, der in dem heute verschollenen Magazin *Wahre Detektiv-Geschichten* vom 18. Oktober 1930 erschien (die Abkürzung DD-Bank steht für die im Jahr zuvor fusionierte Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft): »Zwischen der Leipziger Straße und der Straße Unter den Linden liegt der gewaltige Häuserblock der DD-Bank. Ein Staat im Staate. Die Kriminalabteilung der DD-Bank steht in ihrer Art einzig auf der Welt. [...] Sie hat ihre ›Verbrecherkartothek‹ und ein gewaltiges Bilder-Archiv mit den Photographien der Fachverbrecherwelt. Wir finden hier richtiggehende Steckbriefe mit genauer Lebens- und Personalbeschreibung und Pseudonymen der

Bankverbrecher. [...] Eine neue Errungenschaft sind die ›elektrischen Ohren‹. Dies ist eine ganz neue Erfindung, die erst vor wenigen Wochen in Betrieb genommen wurde. Diese elektrischen Ohren sind an der Decke der Tresore angebrachte Mikrophone. Sämtliche Depositencassen der DD-Bank haben in ihren Tresors diese Einrichtung. Sie stehen mit der zentralen Ablauchzentrale der Bank im Hauptgebäude in steter Verbindung. Jeder Laut in den Tresorräumen der verschiedenen Depositencassen zeigt sich hier durch ein Lichtsignal an. Der wachhabende Wächter schaltet ein und kann durch den Lautsprecher der Lauschanlage die überall angebrachten Mikrophone überwachen. Ein einziger Beamter überwacht auf diese Weise die ganzen Depositencassen und schützt die Schatzkammern der Großbank gegen Einbrüche.«

Obwohl die Sass-Brüder nach ihrem Einbruch 1929 von der Polizei gefaßt wurden, konnte man ihnen die Tat nicht nachweisen. Sie mußten wieder freigelassen werden. Nach der Machtergreifung Hitlers flohen sie nach Dänemark. Sie blieben im kriminellen Milieu, wurden gefaßt, zu einer Haftstrafe verurteilt und nach ihrer Auslieferung an Deutschland 1940 im Konzentrationslager Sachsenhausen erschossen. Ihr Leben ist in Filmen und Büchern mehrfach aufgegriffen worden; selbst Erich Kästner soll durch sie zu »Emil und die Detektive« worden sein. Bis heute ist der größte Teil ihrer Beute nicht gefunden worden.

Literaturhinweise:

Ekkehard Schwerk: Die Meisterdiebe von Berlin. Die Gebrüder Sass und die zwanziger Jahre. Berlin 2001

Klaus Schönberger (Hrsg.): Va Banque! Bankraub: Theorie, Praxis, Geschichte. Hamburg 2000

Carl-Peter Steinmann: Tatort Berlin. Erlesene Kriminalfälle. Berlin 1997

Vom Bankschalter nach Bayreuth

Die Kulturförderung nimmt heute einen wichtigen Platz im gesellschaftlichen Engagement der Deutschen Bank ein. Daß jedoch aus den Reihen ihrer Mitarbeiter berühmte Künstler hervorgegangen sind, mutet eher unwahrscheinlich an. Hier der historische Beweis des Gegenteils:

Am 22. Januar 1917 stellte die Frankfurter Filiale der Disconto-Gesellschaft am Roßmarkt (heute Sitz der Deutschen Bank Filiale Frankfurt) einen neuen Mitarbeiter ein:

Franz Völker, 17 Jahre alt, Sohn eines Wäschereibesitzers aus Neu-Isenburg. Der junge Mann hatte bei der Bank, in der damals üblichen Diktion, »um die Übertragung einer in Ihrem geschätzten Institute freiwerdenden Lehrstelle« nachgesucht und diese hatte, beim chronischen Nachwuchsmangel mitten im Ersten Weltkrieg, gerne zugesagt. Franz Völker durchlief die damals noch eher unsystematischen Etappen einer Lehrlings-

ausbildung. Als Bankbeamter arbeitete Völker zunächst in der Buchhaltung und Kuponkasse, später als Kassierer in einer Frankfurter Depositenkasse (Stadtweigstelle) der Disconto-Gesellschaft und schließlich in gleicher Funktion bei der Hauptkasse am Roßmarkt. Was der Bank nicht verborgen bleiben konnte, war, daß ihr »intelligenter, tüchtiger und vertrauenswürdiger« Mitarbeiter ein leidenschaftlicher Sänger war, der sich 1925 an einem Amateurwettbewerb des noch jungen Frankfurter Rundfunks beteiligte und prompt den ersten Platz belegte. Mit der Tenor-Arie »Freundlich blick ich auf diese und jene« aus Verdis Oper »Rigoletto« hatte er sich in die Gunst der Hörer gesungen. Nun wurden verschiedene Opernbühnen auf Franz Völker aufmerksam. Der Schritt heraus aus einer bürgerlichen Existenz in eine ungewisse Sängerlaufbahn fiel Völker, der mittlerweile eine Familie gegründet hatte, aber nicht leicht. Und so zögerte er, seine Position als Bankbeamter aufzugeben. Erst als ihm sein Arbeitgeber zusicherte – bei künstlerischem Mißerfolg – binnen Jahresfrist in die Bank zurückkehren zu können, nutzte er ein Angebot der Frankfurter Oper und verließ Ende August 1926 die Disconto-Gesellschaft, die drei Jahre später mit der Deutschen Bank fusionierte.

Schon im November des gleichen Jahres hatte er in der Rolle des Florestan in Beethovens »Fidelio« sein vielbeachtetes Bühnendebüt. Von da an stieg der Stern Franz Völkers rasch auf, die Möglichkeit einer Rückkehr an den Bankschalter war bald vergessen. 1931 folgte er einem Engagement an die Wiener Staatsoper, 1935 reihte sich Völker in das Ensemble der Berliner Staatsoper Unter den Linden ein. Den Gipfel seiner Sängerlaufbahn kennzeichnet sein Einsatz bei den Bayreuther Festspielen in den Jahren 1933 bis 1944. Vor allem in den Rollen des Lohengrin und Siegmund setzte der



Franz Völker (1899-1965) im Jahre 1917

Wagnertenor Völker sängerische Maßstäbe, die bis heute als unübertroffen gelten. 1952 beendete er seine Bühnenlaufbahn und wirkte in den Jahren bis zu seinem Tod 1965 vornehmlich als Gesangspädagoge.

Fundsache

Aus dem Leben gegriffen

1963: »Abs reiste viel in der Welt herum, war aber bislang nicht in Südafrika gewesen. ›Warum fliegst du nicht hin?‹ sagte ich zu ihm. ›Du kennst dort eine Menge Leute, die dich häufig besuchen. Harry Oppenheimer zum Beispiel. Es wäre doch gut, wenn die

Nummer eins der Deutschen Bank da mal hinfährt und sich zeigt.« ›Gut, dann fliege ich hin‹, willigte er ein. ›Es wäre schön, wenn du mitkommen könntest.« So flogen wir gemeinsam.«

Casimir Prinz zu Sayn-Wittgenstein: Was bleibt ist die Erinnerung. Berlin 2002, S. 179